

S. Sagenroth

Monsieur Lucile
und die Suche nach dem Glück

Roman

Vorwort

Wer den Namen S. Sagenroth von der A.-S.-Tory-Reihe kennt, wird zuerst stutzen und sich fragen, ob denn Sid im Auftrag Mr. Torys eine neue Geschichte aufgeschrieben hat. Um dies sofort aufzuklären: Nein, dies ist eine ganz andere Geschichte, nur Sids Namen verwende ich weiter als Autorenpsudonym. Ich habe mich einfach zu sehr daran gewöhnt. Um jedoch allen Leser:innen, die Sid und Chiara vermissen, einen kleinen Gruß zu schicken, habe ich mir einen winzigen Gastauftritt der beiden in diesem Buch erlaubt. Wo und wann, verrate ich nicht.

Ansonsten werde ich mit diesem Roadtrip die ersten Pfade mal verlassen und ungeachtet von Raum und Zeit unvernünftig und gewiss etwas verrückt meine vier neuen Protagonisten auf ganz andere Weise on the road schicken.

Ich wünsche allen alten und neuen Leser:innen ein kurzweiliges Lesevergnügen.

*»Na los! Hol dir einen Topf Farbe und mal dir das Leben bunt.
Sei frech und frei und tue alle diese Dinge, von denen du meinst,
dass sie nicht gingen, die du aber tun möchtest, bevor es zu spät da-
für ist. Widersetze dich Zeit und Raum und lass es geschehen.«*

»Und du denkst, das geht so einfach?«

*»Ja, es geht, sobald du loslässt, sobald du sagst: Egal, was daraus
wird. Ich habe meinen Spaß. Und den hast du, in dem Moment,
da du nicht mehr nach dem Warum und Wofür und was wird dar-
aus, fragen wirst.«*

»Okay, dann ...?«

»Ja, ich meine: Do it! Mach es einfach!«



Soundtrack

- These Boots – Leningrad Cowboys*
Les Jours Tristes – Yann Tiersen
La Vie En Rose – Zaz
Born To Be Wild – Steppenwolf
Ballad Du Paris – François Parisi
Paris 1900 – Maurice Chevalier
French CanCan Theme – Sinfonietta Orchestra,
Olivier Hiecho
Let's Do It, Let's Fall In Love – Lee Wiley
Shanghai Shuffle – Sam Wooding
Die Moritat Von Meckie Messer – Bertolt Brecht
Reason Or Rhyme – Brian Ferry
Mir Ist So Nach Dir – Mischa Spoliansky
Long Time Gone – Crosby Stills & Nash
Freedom – Richie Havens
Soul Sacrifice – Santana
See Me, Feel Me – The Who
Somebody To Love – Jefferson Airplane
Star Spangled Banner – Jimi Hendrix
Sympathy For The Devil – The Rolling Stones
Route 66 – The Rolling Stones
The Heat Is On – Glenn Frey
Purple Rain – Prince
Time – Pink Floyd

1. Luisa

Ein aufgeregtes Maunzen weckte sie. Luisa gähnte, warf die Bettdecke zurück, angelte mit geschlossenen Augen nach ihren Hausschuhen und trat im nächsten Moment in etwas Warmes, Weiches, Pelziges. Sie zuckte zurück und stieß sich den Kopf an der Bettkante. In ihrem Pantoffel steckte Kater Chomskys Neujahrsgeschenk: ein toter Siebenschläfer. Neun Uhr. Der Radiowecker gab ein leises Klickgeräusch von sich und spielte dann *These Boots*.

So fing also dieses Jahr an. Und es bleibt die Frage, ob es nicht klüger gewesen wäre, den Jahresbeginn zu verschlafen. Aber vielleicht hätte dann Luisa die besten und verrücktesten Tage ihres Lebens verpasst?

Nachdem an diesem ersten Januarmorgen das arme, aus dem Winterschlaf gerissene Nagetier würdig in einem Katzenfutterkarton hinter dem Haus vergraben war, gab Luisa dem stolzen Chomsky die verdiente Belohnung für die morgendliche Überraschung. Danach legte sie sich erschöpft wieder ins Bett. Denn sie hatte in der Silvesternacht kaum ein Auge zugetan. Daher war es nicht weiter verwunderlich, dass sie bald darauf wieder einschlief.

An dieser Stelle, die noch die ruhigste und friedlichste

in diesem Jahr war, ist es Zeit und Gelegenheit, unsere Hauptprotagonistin näher vorzustellen: Luisa – klein, meistens etwas verzottelt und total verpeilt. Erst oder schon fünfundzwanzigjährig – das hing davon ab, von welchem Blickwinkel man es betrachtete. Sie hielt sich mit einem Job nach dem anderen über Wasser, ohne bislang ihre richtige Berufung gefunden zu haben. Ihre letzte Tätigkeit war eine Sekretärinnenstelle in einer Zeitarbeitsfirma gewesen. Eigentlich gar nicht übel, wäre ihr nicht die Cola über die Tastatur gekippt, die damit einen Stromausfall nicht nur in der ganzen Firma, sondern auch in dem kleinen Vorort ausgelöst hatte. Sie war sicherlich genau das Gegenteil von dem, was man als erfolgreich bezeichnen konnte, mit einer entsetzlichen Schusseligkeit geschlagen, die sie selbst schon manchmal an den Rand der Verzweiflung brachte. Sie gehörte zu den Menschen, deren Marmeladenbrot nicht nur unter Garantie auf die Marmeladenseite fiel, sondern so, dass sie auch noch darauf ausrutschte. Ihre Mutter und ihre Schwester schüttelten daher oftmals den Kopf: »Nicht zu fassen! Du bist einfach Miss Murphy!« – eine Anspielung auf Murphys Gesetz. Luisa war nach ein paar nicht nennenswerten Beziehungsversuchen solo und wohnte schon seit mehreren Jahren nicht mehr zu Hause bei ihren Eltern, sondern in einer Wohngemeinschaft, die irgendwie schon zu ihr passte.

Da war Hanna, eine eifrige Jurastudentin; mit ihrer dicken Hornbrille hatte sie etwas leicht Eulenhaftes und steckte damit auch permanent in ihren Gesetzestexten. Daraus folgte Luisa, dass es ein sehr anstrengendes Studium sein musste, mit dem man sich schnell die Augen verdarb.

Charleen, die im ungefähr zwanzigsten Semester Kryptologie studierte, und weder zu ihrem Namen, noch so richtig zu diesem Fach zu passen schien, der Nahrungsaufnahme vermutlich auch mehr Zeit widmete als ihrem Studium, die meiste Zeit mit zugezogenen Vorhängen verbrachte und damit dann doch irgendwie kryptisch war. »Charleen, irgendwann wirst du noch depressiv in dieser Dunkelheit!« Luisa sprach nicht selten diese Sorge aus. »Ach was! Es hilft mir bei der Konzentration.« Doch Charleens Blick, den man nicht wirklich als fröhlich bezeichnen konnte, ließ bei Luisa jedes Mal berechtigte Zweifel aufkommen.

Und dann gab es noch Wolfi, den einzigen Mann in der WG, Barkeeper in der gegenüberliegenden Kneipe. Eigentlich Wolfram, das »i« am Ende hatte schon so seine Bedeutung, denn er war der Kleinste von ihnen und außer an den Tagen, an denen er etwas schräg drauf war, definitiv keine Bedrohung für die Frauen-WG. Sieht man mal von einem harmlosen, wenngleich etwas peinlichen Intermezzo mit Luisa ab; eine Folge einer mal wieder ge-

scheiterten Beziehung und zu hohen Alkoholkonsums. Wolfi hatte nicht nur ein Herz für Luisa, sondern auch eine besondere Zuneigung für den Kater Chomsky. Und auch der fand Wolfi als Dosenöffner recht akzeptabel. Wenn Luisa mal ein paar Tage außer Haus weilte, was freilich eher selten vorkam, hütete Wolfi die Fellnase immer zuverlässig. »Du hast den besten Kater der Welt!«, meinte Wolfi zuweilen. Freilich wurde er auch seltener mit toten Siebenschläfern geweckt.

Alles in allem ließ hier jeder jeden gewähren, lebte seinen bescheidenen Alltag, traf sich ab und an in der kleinen gemeinsamen Küche oder ungewollt im Bad, für das es bereits lange keinen Schlüssel mehr gab. Nur ein Blechschild »Besetzt.« Das man schon einmal übersah.

Das Haus war eines der wenigen noch nicht sanierten alten Fachwerkhäuser mitten in der Altstadt. Die Miete der kleinen Räume blieb für alle vier noch so weit erschwinglich, und war trotzdem für den Vermieter, der im Erdgeschoss seinen Tabakladen hatte, eine einträgliche Sache. Insbesondere, wenn man sich die möblierten Räume der Bewohner anschaute. Luisas Zimmer bestand gerade mal aus einem Bett, einem Tisch, drei Stühlen, einem antiken Kleiderschrank, einem aus Backsteinen und einfachen Brettern zusammengebauten Bücherregal und Chomskys Katzenklo, das heimelig unter dem riesigen Benjaminibaum stand, der aber in der letzten Zeit auf

verdächtige Weise Blätter verlor, da der Kater die Pflanze des Öfteren mit dem Katzenklo verwechselte.

Man konnte auch ohne Probleme kleinere Gegenstände durch das Zimmer rollen und rutschen lassen, die dann alle in einer Ecke landeten, da der Boden wie auch alle Wände leicht schief waren. Luisa dachte immer, dass es wohl so ähnlich wie auf hoher See war. Im Grunde konnte sie sich also eine Schiffsfahrt sparen. Da Luisa nie so wirklich viel Besuch erhielt, fand sie ihr Zuhause aber völlig ausreichend.

Das Leben wäre für Luisa so weiter gegangen, hätte es nicht kurze Zeit später geklopft. Seufzend erhob sie sich, schleppte sich zu ihrer Tür und öffnete sie. »Telefon für dich!« Charleen drückte ihr das Gemeinschaftstelefon in die Hand. Und widmete sich kurz darauf wieder der Herdplatte, auf der irgendetwas köchelte. Wolfi schlurfte vorbei und verschwand mit einem »Frohes Neues« in seinem Zimmer.

»Oma ist abgehauen!« Die Stimme ihrer Schwester dröhnte durch den Hörer. Luisa setzte sich wieder auf das Bett, während Merle ohne Punkt und Komma weitersprach. Luisa gelang es kaum ein paar »Nee, oder?« und »Kann nicht sein« und »Ojes« einzuflechten. Immer noch überfordert von diesem unbequemen Jahresbeginn, konnte sie zumindest die Hauptaussage Merles verstehen. »Du musst sie suchen!«

2. Oma

Luisa ließ sich auf ihr Bett fallen, auf dem Kater Chomsky seelenruhig schlief, und starrte an die Decke. Chomsky hatte diesen Tag bereits erfolgreich begonnen und konnte sich nun die nächsten Stunden ausruhen. Im Gegenteil zu ihr.

Sie erinnerte sich: Ihre Oma wurde vor einem halben Jahr ins Pflegeheim St. Johanna eingewiesen. Nachdem sie »nicht mehr imstande war, ihren eigenen Haushalt allein zu führen und für sich und andere eine Gefahr darstellte« – so der Gutachter damals.

Luisa liebte ihre Großmutter. Während ihre Eltern ein vorbildlich geordnetes Leben führten, darauf bedacht, dass auch die Töchter dem gerecht wurden – dazu gehörten Klavierunterricht, Ballett, Gymnasium, natürlich auch ein Studium oder wenigstens doch eine anständige Ausbildung – war da die Mutter ihrer Mutter, Oma Elsa, anders gestrickt. Nie so, wie man sich das bei einer Oma vorstellte. Wenn sie mal auf die beiden Mädchen aufpassen sollte, machte sie das immer auf ihre sehr eigene Weise: Sie meldete ihre Enkelinnen in der Schule krank, um spontane Ausflüge zu machen, veranstaltete Videofilmtage, die nicht immer altersgerecht, wohl aber sehr spannend für die heranwachsenden Mädchen waren,

oder aber sie entschloss sich, weihnachtliche Zimtsterne zu backen – in tropischen Sommernächten. Besonderen Ärger mit Luisas Eltern gab es, als sie eine spontane Punschparty mit ein paar Leuten von der Straße veranstaltete. Beide Mädchen kehrten davon sichtlich angeheitert nach Hause zurück. Wirklich großartig konnte Oma erzählen. Sie las keine Märchen vor und wenn, veränderte sie diese immer auf kuriose Weise. Nein. Meist erfand sie neue, fantastische Geschichten. Eine, die Luisa besonders mochte, und die Oma immer wieder in Variationen erzählte, war die der vier erfolglosen Antihelden, die auszogen, um das Glück zu suchen und sich und die Welt zu retten. Luisa fragte sie dann immer: »Meinst du, das geht?«

Oma legte dann den Kopf schräg und sagte: »Ich weiß es nicht. Aber es ist ein schöner Gedanke.« Omas Faible für die Schwachen und vom Pech Verfolgten, war Luisa schon früh aufgefallen. Sehr wahrscheinlich verstanden Oma und sie sich deswegen so gut.

Oma war schon immer anders, handelte anders und dachte anders als die anderen. Dabei besaß sie ein großes Herz für die Menschen und die Menschheit im allgemeinen.

Besonders schwärmte sie für Frankreich. Französisches Essen, französische Filme und Schauspieler, fran-

zösische Maler, Dichter und Denker. Manchmal schaute sie Luisa an: »Dort würdest du prima hinpassen. Ich stelle mir dich immer als kleine intellektuelle Französin vor, in diesen Künstlercafés mit den tollen Korbsesseln sitzend und Pastis trinkend oder als Muse bei einem der französischen Impressionisten.« Luisa war zwar noch nie in Paris gewesen und hatte auch noch nie Pastis getrunken, auch wusste sie nicht genau, welche Maler Oma nun meinte, aber es klang ganz gut. Oma Elsa fand ebenfalls die Hippiezeit großartig und bedauerte es, dass sie zu der Zeit bereits für Mann und Tochter mehr schlecht als recht den Haushalt schmeißen musste, anstatt es so richtig miterlebt zu haben. Im Herzen war Oma für Luisa aber ein wahrer Hippie, eine Frau eben, die auf Konventionen pfiß und deren Liebe für sehr viele reichte. Ohne dabei nach dem Warum und Wofür zu fragen.

Oma Elsa interessierte sich auch sehr für die Geschichte. In dieser Beziehung war sie überhaupt nicht unvernünftig, sondern sehr realistisch. »Nein, den Verlauf der Geschichte verändern können wir wohl nicht mehr«, erklärte sie immer nachdenklich. »Aber: Da kann man sagen, was man will, vieles, aber längst nicht alles, war schlecht. Und hier und da mal mittendrin gewesen zu sein, wäre allemal fantastisch.«

Elsas Haus beherbergte eine kunterbunte Mischung aus allem Möglichen. Neben Kuckucksuhren hingen afri-

kanische Masken, indianischer Federschmuck, farbenfrohe Gemälde aus Italien oder getrocknete Sträuße aus den Bergen Österreichs an den Wänden. Die Möbel waren eine Zeitreise durch die vergangenen Jahrzehnte: vom Biedermeierschrank über den Nierentisch bis hin zur Lavalampe oder der günstigen schwedischen Bücherwand, in der sich eine wirklich beeindruckende Zahl an wild übereinander gestapelten Büchern, einschließlich einer beachtlichen Schallplattensammlung befand. Und mit einem fast diebischen Vergnügen zündete sie sich, sobald Luisas Eltern außer Haus waren, ihre heißgeliebten Zigarrillos an und gab sich damit ganz wie eine dieser Damen aus den Zwanziger Jahren.

Oft fragte sich Luisa, ob Oma ein Geheimnis hatte. Aus irgendeinem Grund erschien es ihr immer, als wäre Oma aus der Zeit gefallen. Aber Luisa war sich sicher, das besser nicht bei ihrer Mutter anzusprechen. Vor allem mit Omas uraltem Fotoapparat hatte es irgendetwas auf sich. So einer aus der allerersten Generation, riesengroß, ein Holzkasten, einer von der Sorte, die die Fotografen ganz früher mit Stativ für Familienporträts benutzten. Seit sie denken konnte, hütete Oma ihn wie einen Schatz und bestand auch darauf, dass er mit ins Pflegeheim kam.

Nein, sie war jedenfalls nie der Typ für ein Heim gewesen. So viel stand fest. Doch als sich die einst so flin-

ke, stolze und eigenwillige Dame einen komplizierten Oberschenkelhalsbruch zuzog, der sie dauerhaft an den Rollstuhl fesselte, brauchte es eine Entscheidung. Zuerst waren es mehrere polnische Pflegekräfte, die Oma Elsa jedoch alle nacheinander zum Teufel schickte. So liebenswert sie sein konnte, sie verwandelte sich manchmal in einen Drachen, der es den Altenpflegerinnen über kurz oder lang unmöglich machte, sie zu versorgen. Mit dem Besenstiel jagte sie trotz Rollstuhl einigen hinterher, hörte lautstark Musik oder schüttete ihre Tabletten in den Abguss.

Sie alle versuchten Oma an einen normalen Tagesrhythmus zu gewöhnen, was ein frühes Frühstück und ein zeitiges Abendessen beinhaltete. Wenn man jedoch wie Oma Elsa daran gewöhnt war, bis spät in die Nacht Bücher zu lesen oder Filme zu schauen und gegen elf Uhr morgens aufzustehen, stellten bereits solche Veränderungen keine besonders gute Basis für ein friedliches Miteinander dar.

Auch die Kochkünste der Pflegerinnen überzeugten Elsa nicht. Und so kam es, dass sie beim heimlichen Flambieren einer Crêpe Suzette fast die ganze Küche in Brand setzte und damit die Ära der polnischen Pflegekräfte und ihres Aufenthalts im eigenen Heim beendete.

Den Umzug in das Pflegeheim ließ sie dann stumm über sich ergehen. »Na also, geht doch!«, stellte Mama

zufrieden fest. Luisa konnte jedoch in den Augen ihrer Großmutter lesen, dass diese nicht vorhatte, den ungewollten Wechsel ins Pflegeheim klaglos hinzunehmen. Es blieb allein die Frage, wie sie es, an den Rollstuhl gefesselt und gut bewacht durch geschultes Pflegepersonal, schaffen könnte, dieser unerwünschten Situation zu entfliehen. So verging auch ein halbes Jahr, in dem nichts Auffälliges passierte.

Und nun, da auch Luisa annahm, ihre Großmutter hätte sich mit der Situation arrangiert, war ihr also doch die Flucht gelungen. Allein das Wie und Wohin waren die Frage. Tatsache war, Oma Elsa wurde zuletzt bei der kleinen Silvesterfeier des Pflegeheims am Abend gesehen, von der sie sich wohl recht früh zurückgezogen hatte. Luisa ging davon aus, dass in dieser Nacht natürlich nicht alle mit gleicher Aufmerksamkeit bei der Sache gewesen waren, das Feuerwerk und die Feierlaune abgelenkt hatten. Trotzdem blieb rätselhaft, wie eine fünfundachtzigjährige alte Dame es schaffen konnte, einfach so mit einem Rollstuhl zu verschwinden. Luisa stöhnte auf. Sie musste sie suchen! Und da ihre Schwester ein gutes Stück weiter weg wohnte, war auch klar, dass Luisa das machen musste. Sie schnappte sich Winterjacke und Rucksack und zog los.

Der Zeitenwandler

Natürlich wäre es unklug, sich gleich hier vorzustellen. Das würde ja wohl dem Ganzen die Spannung nehmen. Sagen wir mal so: Ich bin ein Gentleman und ein Schöngeist. Ich verstehe mich auf die Menschen. Und ich reise gerne durch die Zeit. Da gibt es nach wie vor viel zu tun und es ist immer wieder faszinierend zu sehen, wie wenig sie alle daraus lernen. Sie vergessen es einfach, sie vergessen es in dem Moment, da es sie nicht mehr persönlich berührt. Und dennoch werde sogar ich ab und an schwach und empfinde so etwas wie Zuneigung zu ihnen. Es unterhält mich und bereitet mir Freude und auch Zerstreuung. Vor allem ihre Suche nach dem Glück. Die fasziniert mich. Begegne ich aber richtigen Glücksmomenten – ich gebe zu, um die beneide ich sie.